



Im Krater des Besubs gefangen.

Der Flieger Clauson-Kaas erzählt von einer interessanten Besteigung des Besubs und dem Aufenthalt im Innern des Kraters:

„Als wir endlich am Rande des Kraters standen, war alles, was wir sehen konnten, einige Meter zackiger und zerrissener Felskante zu jeder Seite und in der Mitte ein raucherfülltes Loch. Es war ein unglücklicher Tag und es sah nicht aus, als ob wir in das Innere des Kraters gelangen würden. Mein Kamerad bekam es bald satt, dieses Nichts anzusehen, so daß wir uns einigten, daß er mit dem einen Führer umkehren sollte, während ich mit dem anderen Führer versuchen wollte, den Boden des Kraters, der nur etwa 150 Meter tief liegt, zu erreichen. Es ging ungeheuer leicht, ein kleines Stück hinunter zu kommen und von dort weiter bis zum nächsten Absatz, bis wir schließlich bei dem Seil standen, wo man, wie der Führer sagte, sich die letzten zwanzig Meter hinabzulassen pflegte.“

Wer könnte wohl der Versuchung widerstehen, sich mit einem Seil 20 Meter in einen Krater hinabzulassen? Der Flieger Clauson-Kaas konnte es nicht, sondern ließ sich hinab und landete auf dem oberen Teil der losen Aschenhalde, um dann plötzlich auf dem Boden des Kraters zu stehen, wo lange nicht so viel Rauch war wie höher oben. Unverzüglich machten sich die Wanderer auf den Weg nach dem kleinen Kegel mitten im Krater, von wo alle dreißig Sekunden ein Laut drang wie ein ungeheures, halbersticktes Stöhnen; unmittelbar darauf kam eine heftige Explosion und wenige Augenblicke später das Geräusch von Hunderten von größeren und kleineren Lavaklumpen, die in die Tiefe rollten.

Der Führer erklärte, daß es nicht gefährlich sei, sich dem kleinen Krater zu nähern, wenn man von der Windseite herankäme. Der Weg wurde also fortgesetzt. Die Temperatur war so hoch, daß sie förmlich durch die Stiefelsohlen brannte und jetzt kamen kleine Bäche fließender weißglühender Lava, die sich allerdings ganz langsam vorwärts wälzten und an einen Fluß erinnerten, der tief im Grunde seines Bettes dahinfließt. Es blieb nichts übrig, als über diese Lavabäche, die übrigens nicht breiter als dreiviertel Meter waren, hinwegzuspringen. Man mußte allerdings vorsichtig sein, da

jedes Stolpern und Straucheln verhängnisvoll werden konnte. Endlich war der Fuß des 6 Meter hohen Kegels erreicht, des einzigen Kegels im Besub, der zurzeit zum Erdinnern offen ist. Den Kegel zu ersteigen wäre zu gefährlich gewesen. Es begann zu regnen, und der Führer drängte zur Eile, da sich, wenn der Regen auf glühende Lava fiel, so viel Gas entwickeln würde, daß der Aufenthalt im Innern des Kraters unangenehm werden könnte. Wirklich wurde das Gas so lästig, daß die beiden Wanderer sich Mund und Nase mit dem Taschentuch zuhalten mußten. Auch wurde es so nebelig, daß einer den andern nicht sehen konnte, auch wenn er nur 2 Meter von ihm entfernt war. Während der Abstieg auf der Aschenhalde in zwei Minuten vor sich gegangen war, dauerte es jetzt eine Viertelstunde, bis zu der Stelle zu gelangen, bis zu der das Seil herabreichte; da aber konnte der Führer das Tau nicht finden. Da es unmöglich war, an den steilen Felszacken hinaufzuklettern, mußten sich die beiden wieder hinunter begeben, um sich neu zu orientieren. Der Führer war der Meinung, daß sie zu weit nach rechts gegangen wären. Sie gingen deshalb ein Stück weiter nach der entgegengesetzten Seite und begannen wieder hinaufzusteigen. Aber wieder war das Tau nicht zu finden. Man war zu weit nach links gekommen. Im Lauf der folgenden Stunde wurde viermal ein neuer Anstieg versucht. Das Tau fand sich nicht. Der Flieger war an einen Führer geraten, der — entgegen seiner eigenen Behauptung, im Innern des Besubs gar nicht Bescheid wußte. Dies Auf- und Abklettern und Suchen aber ermüdete nicht nur, sondern jetzt machten sich auch die unangenehmen Wirkungen des Gases bemerkbar, die mit jeder Minute das Atmen mehr erschweren. Durch diese vergeblichen Experimente hätte sich der Aufenthalt im Krater auf zwei Stunden ausgedehnt. Daß der Ort damit seinen Reiz verloren hatte, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Der Flieger erzählt weiter von diesem unheimlichen Erlebnis: „Ich begann den Führer zu beschimpfen und bat ihn in nicht gerade sehr höflichen Worten, irgendeines der Merkmale zu suchen, von denen er immerzu redete, statt mich immer von neuem die Aschenhalde hinaufzulockern. Da aber geschah das Uner-

wartete, daß der Führer sich hinsetzte und laut zu heulen begann, während er unter vielen Anrufungen der Madonna erklärte, daß er das Seil nicht finden könne und daß wir niemals hinauskommen würden. Das war ja eine sehr erfreuliche Stunde, aber ich schlug ihm doch vor, noch einige Versuche zu machen, wovon er indessen nichts hören wollte. Er war jetzt überzeugt, daß wir nicht lebendig hinauskämen.“

Der Führer suchte sich ein Fleckchen an der Kraterwand, wo infolge von Zugluft etwas weniger Gas war, und hier heulte er, bis er in eine Art Schlaf fiel: der Flieger aber nahm die Suche nach dem Tau von neuem auf. Nachdem er noch zweimal hinaufgestiegen war, ohne irgendeinen Erfolg zu haben, verlor auch er die Lust, tappte sich hin zu dem Führer nach der weniger mit Gas gefüllten Ecke und blieb hier einige Minuten sitzen. Da kam er auf den Einfall zu rufen, obwohl wenig Wahrscheinlichkeit dafür war, daß sich Leute in der Nähe befanden. Als er sich müde geschrien hatte, zwang er den Führer, ihn abzulösen, und so riefen sie eine halbe Stunde lang um Hilfe. Schließlich waren sie beiser und es begann ihnen schwarz vor den Augen zu werden, als ob eine Ohnmacht drohe. Mit aller Macht kämpfte der Flieger gegen dieses Schwindelgefühl an, denn er war sich bewußt, daß eine Ohnmacht für sie beide das Verderben bedeutete. Da plötzlich hörten sie zu ihrer grenzenlosen Freude, daß von oben, vom Rande des Kraters, jemand die schwachen Rufe beantwortete. Da wurde auf einmal der Führer ganz lebendig und erklärte, jetzt werde er es schon schaffen. Den Ruf von oben folgend, wurde jetzt auch das Seil gefunden, — es zeigte sich, daß die beiden Abgeschnittenen es in ganz falscher Richtung gesucht hatten. Als sie dort anlangten, brachen beide ohnmächtig zusammen, weil gerade an dieser Stelle sich das Gas am stärksten bemerkbar machte. Aber da eilten die Helfer von oben herbei und hielten die Berunglückten empor, wo sie sich an der frischen Luft verhältnismäßig rasch erholten. Der Kamerad des Fliegers, der umgekehrt war, hatte im Wirtschaftshaus von der Besteigung des Kraters erzählt, und der Wirt hatte sofort drei Mann zur Hilfe ausgesandt, da er sah, daß das Wetter von der allergefährlichsten Art war... Der Führer aber bekam von

dem Wirt selber eine Tracht Prügel, da es den Führern verboten ist, an Regentagen Touristen in den Krater hinabzuführen. Außerdem wurde ihm auf vier Wochen die Berechtigung zum Führen entzogen. Es war ja auch wirklich nicht sein Verdienst, daß das Abenteuer noch einen verhältnismäßig so glücklichen Abschluß gefunden hatte.

Ein Psalm der Arbeit.

Ich habe der Menschheit Tausenderte hindurch gedient; ich habe Zeitalter hindurch die Bürden der Welt getragen.

Ich habe die Erde durchackert und habe reicheres Wachstum aus ihr hervorgebracht Ich habe die Wüste blühen gemacht und die Wildnis zum Garten gewandelt

Ich habe das Korn in die Speicher getragen, ich habe die Frucht eingesammelt.

Ich habe die Welt ernährt; ich habe alle Menschen mit Nahrung versorgt.

Ich habe die wilden Tiere gezähmt und zu Dienern des Menschen gemacht.

Ich habe den Faden zum Stoff gewoben; ich habe die Kleider geschaffen. Ich habe die Menschen gekleidet.

Ich habe Berge abgetragen und den Fels zur menschlichen Wohnung gemacht.

Ich habe die Riesen des Forstes umgehauen und habe sie den Menschen Annehmlichkeiten schaffen lassen und Schutz.

Ich bin in die Eingeweide der Erde hinabgestiegen und habe sie gezwungen, ihren Schatz herauszugeben.

Ich habe im blendenden Glanz des Schmelzofens mein Werk getan, ungeschredt vom Geziß des Dampfes und vom Geklirr des Stahles.

Ich habe die Nationen reich gemacht. Ich habe den Wohlstand der Nationen geschaffen.

Aber meine Augen sind dabei blind geworden und meine Hände sind gebunden worden. Ich sah nicht, daß der Wohlstand, den ich schuf, mein war, noch, daß die guten Dinge des Lebens mir gehörten.

Aber nun fallen mir die Schuppen von den Augen und ich beginne zu sehen.

Ich will in meiner Kraft auferstehen. Ich will meine Ketten zerbrechen.

Ich will mir nehmen, was mein ist. Ich will von meinem Eigentum Besitz ergreifen.

Ich will allen Menschen Wohlergehen und Hilfe bringen. Ich will allen Frieden und Freude bringen.

Denn ich bin größer als die Gabeln. Ich bin mächtiger als Mammon.

Ich bin die Arbeit.

Wertunterschiede.

Diesen Monat tanzte in einem Berliner Varietés eine spanische Madam, die dafür vierundfünfzigtausend Mark bezieht. Du und ich, wir denken, das sei für zehn Minuten Freiübungen zu viel. Körperliche Umdrehungen werden so bezahlt. Einer anderen wurden, wegen ihres besonderen Beinpreizens, sechzigtausend kalter Hand bewilligt. Nun eine dritte, die ihre hunderttausend Marktwert hatte, tat es liebenswürdiger Weise schon für achtzigtausend. Denn Künstler denken ideal. Sie machen es nicht des Geldes wegen.

Du bist von Profession wahrscheinlich Buchhalter. Obwohl man dich einen doppelten nennt, hast du im Monat nur sechshundert. Stehst dein Leben lang von neun bis fünf an einem Pult. Schlenberst Zahlen aufs Papier, und die Bilanz ist deine starke Seite. Aber, nicht wahr, in der Sekunde dich siebzehnmal um deine Achse drehen, kannst du nicht? Wun-

dere dich aber nicht, wenn dein Chef demnächst behauptet, du seiest ihm höchstens nur noch hundertsiebzig wert.

Eine Tägerin erfreut die Leute. Sie zahlen sogar Geld dafür. Wen, frage ich, wen erfreut ein doppelter Buchhalter? Er mag ein Meister sein im Soll, im Haben und Gehabhaben. Kein Mensch wird darum, ihn zu sehen, einen Pfennig lodern. Jedoch: wenn du Werner Kraus hiehest, Schauspieler wärest und nur von acht bis zehneinhalb so tätest, als sei an dir ein bilanzsicherer Buchhalter verloren gegangen — dann kämen aber die Leute gelaufen. Sie zahlen, weil du Werner Kraus bist. Bilanzsichere Buchhalter bekommt man gratis.

Ein Privatdozent. Der mit seiner Junge sieben Sprachen spricht — spricht, als wäre er in jeder einzigen zu Hause, bezieht dafür, daß er dieses Kunststück fertig bringt, bestenfalls dreihundertfünfzig Mark im Monat. Für jede Sprache somit ganze fünfzig Mark. Macht pro Stunde eine Mark und zehn. Der Komiker von nebenan sagt feins in einer Sprache auf — in was für einer — und lebt davon wie ein Direktor. Ueber ihn lachen die Leute. Wer, wer aber lacht, wenn ein Privatdozent in sieben Sprachen spricht?

Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert.

Ja, wenn der Privatdozent ein Sportsmann wäre und im Dauerlauf den Unterricht erteilt, so wäre sein Beruf noch wertvoll. Beim Stabhochsprung die unregelmäßigen Verben einüben — ist eine Sache. Denn wir haben es jetzt mit der Körperkultur. Ein Mensch, der bloß geistigen Dingen nachgeht — wo Geist doch gar nicht gefragt ist — hat nichts zu bestellen. Bruno Manuel.

Frauen in Afrika.

In den portugiesischen Kolonien, wo der himmlische Vater eine bei weitem längere Erfahrung hat, verhaftet man, um die Sache sehr kurz zu machen, die Frauen, wenn die Männer nicht bezahlen können, und treibt sie wie eine Herde blühenden und brüllenden Viehes auf einem Hof eines Bezirksamtes zusammen. Die Frauen werden erst wieder losgelassen, wenn sie die Männer mit zehn Schilling oder mit ihrer Arbeit auslösen. Der alte Grundsatz des pater incertus (der Vater ist immer ungewiß; römischer Rechtsgrundsatz) feiert hier verspätete Triumphe, ein Regermännchen kann immer wurzelstehend im Busch verschwinden, wenn der böse Steuerexzultator naht, aber ein Regerverweibchen muß weinend bei seinen Hirsebreitöpfen sitzen bleiben, und da man als Regierung niemals sentimental verfahren soll, indem man auf die Schwachen Rücksicht nimmt, verhaftet man die schwer beweglichen Weiber und wartet, bis die Männchen hilflos und mittagsessenbegierig aus dem Unterholz gekrochen kommen.

Diese Verhaftung der Frauen glaubt auf eine tiefe psychologische Beobachtung zurückgehen zu können. Die nämlich, daß der Nigger seine Frau notwendiger hat als sich selbst, und daß er nach kurzer Zeit gezwungen ist, sein Weibchen aus den Klauen der Registratoren zu befreien.

Sin und wider kommt mir eine Bahn mit weißen Ladys entgegen, die die Beine hoch übereinandergeschlagen haben. Sie sehen mich nicht an, ich bewundere die Kunst, hochmütig auszuweichen, ohne abweisend zu sein. Ich glaube nicht, daß es ein Vergnügen ist, hier als weiße Frau zu leben, auch wenn man nichts zu tun hat. Das Leben versinkt in eine trostlose, laute zu ertragende Langleiße, man sagt, daß die Abenteuerlust der weißen Frauen in geradem

Verhältnis zu ihrem Nichtstun steht. Die Männer arbeiten in allen diesen Kolonialstädten deshalb so anstrengend, weil sie nicht den ganzen Tag Whisky trinken können, und weil die Arbeit, die sie nicht rechts und links bliden läßt, über die Trostlosigkeit der Umgebung hinwegbringt. Die Frauen, die nichts tun und die, selbst wenn sie noch so viel Wert darauf legen, nicht die ganze Zeit damit hinbringen können, sich zu pudeln, sind dazu verurteilt, die Deditigkeit der Dinge und der Menschen stündlich zu beobachten, die Zeit läuft an ihnen ab wie an einer Sanduhr.

Es gibt sehr schöne Europäerinnen hier, sie tragen ihre duftigen weißen Kleider, unter denen man rosige Körper ahnt, wie Blütenblätter. Die Portugiesinnen legen auf den Schminktisch großen Wert; wenn eine Dame die Beine übereinanderschlägt, weiß man, daß sie ihre Puderquaste herauszieht. Die Mode überbietet hier, wenn es möglich ist, die letzte Pariser Kreation, der Draht labelt feinste Nuancen, man lebt von weitem und engem Rock, kurzen und langen Ärmeln, man spricht von Fichus, Dentelles und Batist.

(Aus dem Buch „Afrika in Sicht“ von Richard Häfslensbeck, Wolfgang-Jesch-Verlag, Dresden.)

Woher kommen „neue“ Sterne?

Von Zeit zu Zeit kommt bekanntlich un- plötzlich am Himmel ein neuer Stern auf, erstrahlt einige Tage in glanzvoller Helligkeit, um dann langsam immer mehr zu verblassen, bis er nach mehreren Monaten oftmals kaum noch sichtbar ist. Wie ist dieses plötzliche Auftreten und allmähliche Verschwinden zu erklären?

Früher glaubte man allgemein, daß zwei dunkle, daher für uns unsichtbare Weltkörper aufeinandergestoßen und explosionsartig entflammt seien. Diese Auffassung hat sich aber als unhaltbar erwiesen. Denn wenn die große Masse eines Sternes durch eine Explosion zu glühendem Rebel zerstäubt würde, wie man es annahm, müßten ungeheurer lange Zeiträume vergehen, ehe die Leuchtkraft verschwunden ist. In Wirklichkeit nimmt aber die Lichtintensität schnell ab. Außerdem zeigen die „neuen Sterne“ eine auffallende Schwankung ihrer Lichtstärke und diese Schwankungen erfolgen periodisch. Die Dauer dieser Perioden nimmt mit dem „Alter“ der neuen Sterne zu; d. h. kurz nach dem Aufstammen folgen Ab- und Zunahme der Leuchtkraft rasch aufeinander, später werden die Zwischenräume immer größer und können schließlich Monate umfassen. Weiterhin hat man festgestellt, daß sich die Farbe der „neuen“ Sterne geförmlich änderte: anfangs erschienen sie hell bläulichweiß, dann orange, und zuletzt nehmen sie einen rötlichen Ton an, um schließlich ganz unbestimmt zu verschwinden.

Alle diese Erscheinungen lassen sich einleuchtend erklären, wenn man davon ausgeht, daß die Lichterscheinungen von leuchtenden Gasbällen ausgehen. Prof. Ender in München hat nämlich gezeigt, daß man aus den periodischen Lichtschwankungen, die eine leuchtende, pulsierende Gasugel zeigt, Schlüsse auf die Dichte dieser Gasugel ziehen kann. Der Astronom Barabasscheff hat diese physikalischen Erkenntnisse auf die Verhältnisse der „neuen“ Sterne übertragen, die ja nichts anderes als sich ausdehnende Nebelmassen darstellen. Er hat für den berühmten neuen Stern in Perseus, der 1901 aufstach, diese Methode benutzt und kam zu dem Ergebnis, daß entsprechend der Zunahme der Lichtschwankungsperiode die Dichte des „neuen“ Sternes — bzw. dessen Nebelmasse — von ein Zehntel der Sonnendichte auf ein

Millionstel der Sonnendichte gesunken war, als die Periode ein Jahr betrug. Die leuchtenden Rebelmassen hatten sich also ungeheuer ausgedehnt und dabei an Leuchtkraft und Farbe eingebüßt. Zu dieser Ausdehnung ist natürlich auch Energie nötig. Nach neueren Anschauungen stammt sie nicht aus einer Explosion zweier aufeinandergestürzten Weltkörper — diese Energie wäre zu gering —, auch die Energie der

Radio-Elemente, die eventuell in Freiheit gesetzt würde, reicht nicht aus, um die Ausdehnung und das Aufleuchten zu veranlassen. Man glaubt vielmehr, daß die Atome einer dünnen Oberflächenschicht vollkommen geritznert werden, wodurch ungeheure Energiemengen frei werden. Diese Zerstörung soll eintreten, wenn Weltkörper in Rebelmassen geraten und durch den Widerstand stark erhitzt werden.

brechens und der Politikafter der Demokratie — ihr seid, ihr, die ihr ruhig bleibt und „Amen“ sagt, ihr andern, die „honetten Leute“, die „guten Bürger“.

Tiere als Ziehbilder des Menschen.

Frauen, die Affen, Hunde, Schweine und Bären jagen.

Bei den die Südasiatische Halbinsel bewohnenden Urvölkern, den Semang, trifft man fast immer zahme Affen im Lager an, die von den Jägern sehr verwöhnt werden. Oft werden diese Affen so jung gefangen, daß sie noch nicht fressen können. Aber diesen Affensäuglingen geht es erst recht gut, denn es findet sich immer eine Frau, die bereit ist, das junge Affchen zu jagen und aufzuziehen. Der Reisende Schebesta, der das Leben der Urvölkwürmer eingehend beobachtet hat, erzählt, daß er eine Frau sah, die gleichzeitig an einer Brust ihr Kind und an der anderen ein Affchen säugte. Die Affchen sind denn gewöhnlich auch sehr eiferfüchtig auf die Kinder und suchen sie nach Möglichkeit zu verdrängen. Die von den Frauen des Lagers gefangenen Affen dürfen auch später weder getötet noch gegessen werden, obwohl die Semang das Affenfleisch sonst sehr schätzen. Dagegen ist es erlaubt, die Tiere an eine andere Sippe zu verschenken. In Südamerika herrscht bei manchen Indianerstämmen die Sitte, daß die Frauen mit ihren Kindern zugleich junge Klammeraffen (Ateles paniscus), die sie „Coala“ nennen, jagen, wie auch die Siamesinnen oft Affensäuglinge selbst nähren und mit großer Sorgfalt aufziehen.

Weniger verständlich ist dagegen, daß bei einigen Völkern — so z. B. in Polynesien und im südamerikanischen Chaco — die Frauen gleichzeitig mit ihren Kindern junge Hunde jagen oder gar Ferkel, wie man es in Neu-Mecklenburg beobachten kann, wo allerdings die Schweine sehr geschätzte Haustiere sind. Auch beim Volk der Ainos, den Ureinwohnern von Japan, die bis auf wenige Tausend ausgestorben sind und heute nur mehr auf den Kurilen und einigen anderen, dem Festlande vorgelagerten Inseln leben, findet man, anknüpfend an einen uralten Brauch, noch die Sitte, daß Frauen jungen Tieren, und zwar Bären, die Brust reichen. Wird ein weiblicher Bär erlegt, so sucht man auch den Jungbären zu fangen, nicht aber um ihn zu töten, sondern um ihn mit Sorgfalt aufzuziehen. Das Tier wird ins Dorf geführt, wo man es zugleich den Frauen in Pflege gibt, die es nun abwechselnd jagen und mit großer Zärtlichkeit behandeln. Diese liebevolle Behandlung hat aber ihren guten Grund, denn sobald der Bär rund und fett ist, wird ein Volksfest veranstaltet, dessen Glanzpunkt die Tötung des Bären ist: er wird mit Pfeilen erschossen, dann gebraten und gemeinschaftlich verzehrt. Den Schädel hebt man nach alter Sitte als Heiligtum auf.

Die Kirche.

Der kirchliche Glaube gestattet alles. Er erlaubt die Sklaverei, und in Europa und Amerika war die Kirche die Beschützerin derselben.

Er erlaubt, sich durch die Arbeit der bedrückten Brüder ein Vermögen zu erwerben.

Er erlaubt, reich zu sein unter Lazarus, die unter den Tischen der Schwelgenden umherkriechen, und er findet das sogar gut und löblich, wenn man dabei ein Taufgeld für die Kirchen und Krankenhäuser opfert.

Dem Bedürftigen seine Reichtümer vorzuhaltend, Menschen in Einzelhaft zu sperren,

Meuterer.

Von Henri Barbusse.

Die nachstehende Erzählung führt in den Frühommer 1917 und entstammt einem Band, den Henri Barbusse unter dem Titel „Fait divers“ erscheinen läßt. Die vom französischen Generalissimus Rivelle unternommene Champagne-Offensive war unter schauerlichen Menschenopfern gescheitert. Damals brachen in etwa dreißig französischen Frontdivisionen Meutereien aus. Barbusse erklärt, daß seine Schilderung dokumentarisch belegt werden könne.

„Sie meuterten, sagen Sie?“

„Ja, eine ganze Reihe von Regimentern. Das war bei Soissons, 1917.“

„Warum eigentlich?“

„Es waren schlechte Franzosen. Sie sagten, sie hätten genug davon, vom Krieg. Es wäre ein Verbrechen der Minister, der Regierungen, der Reichen — mochten doch einfach die deutschen und die französischen Kriegsgewinnler das unter sich ausmachen... kurz: alle Bersehungserscheinungen, wie man sie bei Revolutionären beobachtet.“

„Was taten sie denn nun aber?“

„Sie setzten ihre Offiziere gefangen. Ja, mein Herr, das haben sie gewagt.“

„Haben sie sie umgebracht?“

„Nein, aber sie sperrten sie in ihre Villen ein. Dann demolierten sie die Reifen der Autos. Sie haben sogar Maschinengewehre in Stellung gebracht, um sich zu verteidigen. Aber dann bedienten sie sich ihrer doch nicht. Schließlich gelang es, sie zu umzingeln, zu entwaffnen. Endlich koste man 250 Mann aus ihrer Zahl aus.“

„Warum 250.“

„Ja, mehr, dann wären es vielleicht zu viel gewesen. Sie verstehen... und weniger, das war wahrhaftig nicht genug... Diese 250 Meuterer also, durch das Los aus der Zahl der anderen gewählt, lud man ein, auf Lastkraftwagen zu steuern. Sie taten es lächelnd. Dann fuhr man sie den ganzen Tag über in der Umgegend spazieren.“

„Man fuhr sie spazieren?“

„Ja, das heißt, man fuhr sie kreuz und quer über die Felder, durch die ganze Gegend. Sie sollten nämlich keine Ahnung haben, an welchem Ort sie sich befänden. Am Abend wurden wir dann angehalten.“

„Wir? — Warum? Waren Sie denn dabei —?“

„Natürlich war ich dabei, wenn auch nicht unter den 250. Ich gehörte zur Begleitmannschaft.“

Sie mußten warten. Die Stunden rannen hin. Ein Offizier sagte: „Es wird erforderlich sein, daß wir die Namen dieser Leute haben — für später.“ Und ein anderer der Herren, ein Menschenkenner wie ein Romanchristlicher, befahl: „Geben Sie alle Ihre Namen an. Es wird Wein verteilt.“ Sie gaben alle die Namen

an. Sie können es sich denken. Aber auf das Viertel Wein warten sie noch heute.

Als die Nacht eingebrochen war, führte man sie quer über die Ebene, über Laufgraben hinweg, die voll von Menschen und Bajonetten waren. Als kein Graben mehr zu passieren war, ließ man sie noch ein wenig vorgehen. Dann kam das geflüsterte Kommando: „Halt!“ Man hieß sie, sich setzen, auf die blanke Erde, einen neben den andern, ganz dicht: „Setzt euch!“ jagte man ihnen, „nehmt Luchsfühlung, aber niemand wage sich zu rühren!“ Man ließ sogar von Mund zu Mund die Parole weitergeben: „Achtet nach vorn, habt gut Obacht!“

Dieser letzte Befehl sollte sie daran hindern, zu bemerken, daß die, welche sie hierher geführt hatten, sich langsam davonschlängelten, mit viel Vorsichtsmaßregeln, und daß sie vorsichtig versuchten, an die Ausgangsorte zurückzugelangen.

Und jetzt umfingen Schreie und Einsamkeit den Menschenhaufen, aus dem 250 Augenpaare angespannt nach vorn spähten, bis der Feuerzauber der täglichen Beschickung des Feindes sie umgab.

Sinten war man derweil nicht müßig geblieben. Wozu war denn das Feldtelefon da? Unsere Batterien hatten den Befehl erhalten, ihr Feuer zu fortrigieren und es auf eine massierte Gruppe zu konzentrieren — in der gleichen Mulde, nahe der vordersten Linie, über die der Feuerchein einer wilden Beschickung sehr präzis das Ziel markierte.

250 Menschen, lebend und guter Dinge, das ist keine kleine Sache! Aber einige leuchtende Feuerstreifen, Hackmesserhiebe von Granatbetonationen, hierher, dorthin, übers Kreuz die berüchtigte „Gabel“, einige aufspringende Sprengfontänen, ein paar Hagelschauer von Geschossen, und schließlich das Punktfeuer der Maschinengewehre, das sich auf alle vergessenen Striche ergoß — so wurde der Menschenhaufen in ein Hauch von Fleisch und Knochen und von Zeugsegen verwandelt; sie hatten ja nicht einmal Waffen.

Die Offiziere dachten doch an alles. Man organisierte mit einem Aufwand von Vorsichtsmaßregeln die Geheimhaltung jener Affäre, und uns allen, die wir mitgemacht hatten, uns nahm man einen Eid ab, daß wir absolutes Schweigen bewahren würden. Wir schworen den Eid und haben ihn gehalten, so lange es nötig war. Man hat seine Ehre — oder hat sie nicht.“

Leider wird man niemals erfahren, was französische Offiziere alles in diesem Krieg gewagt haben. Diese Heldentaten sind von Schutjalen verübt, die uns damals kommandierten, einige dieser Schenjale werden uns auch ohne jedem Zweifel im künftigen Krieg wieder kommandieren.

Ich wende mich nun heute an alle Menschen von Gewissen, damit sie von dieser Geschichte reden, weil es trotzdem notwendig ist, daß man von ihr rede. Und ich will auch vor allem sagen, daß die wahren und treuen Komplicen der militärischen Verübter dieses Ver-

in Ketten zu fesseln, an Schubarren zu schmie- den, hinzurichten — alles das segnet die Kirche. Seine ganze Jugend hindurch Unzucht zu treiben und dann eine dieser Unzuchten Ehe zu nennen und dazu die Autorisation der Kirche zu erhalten — ist erlaubt.

Vor allem ist erlaubt, zu töten, nicht nur, wenn man sich selbst, sondern auch, wenn man seine Kapsel schützt.

Man darf auch zur Strafe töten (Strafe bedeutet Belehrung — also zur Belehrung töten!) und vor allem darf und soll man im Kriege auf Befehl der Vorgesetzten töten; das ist sogar löblich, und die Kirche gestattet es nicht nur, sondern befiehlt es. *Deo Testis!*

Die Uhr.

Fabel von Alfred Auerbach.
Mitten im Trubel der Großstadt stand eine Uhr. Um sie herum tobte Knattern, Hupen, Schreien, Musik aus Lautsprecherautos. Ueber ihr brummt ein Flieger. Unter ihr kauft ein Transformator.

Die Uhr wurde nervös.
Sie ging vor!
Ein Mann kam, reparierte sie.
Nach einigen Tagen ging sie wieder vor.
Der Mann kam, reparierte sie.
Sie ging wieder vor.
Der Mann schimpfte:
„Das Vieh ist ja verrückt!“

Die Uhr rasselte:
„Du, laß das Schimpfen sein. Glaubt ihr dummen Menschen denn, wenn die Maschinen toll geworden sind, kann die Uhr zurückbleiben? — Ich will auch Zeittempo zeigen! — Ich halte etwas auf mich!“

Der Mann sah die Uhr verblüfft an und brummte: „So ganz unrecht hat sie nicht. — Aber wenn die Uhren nervös werden, wo soll das hinaus?“

Er meldete den Vorfall dem Bürgermeister, der regte sich gewaltig auf. Er brüllte die Uhr an:

„Warum geht das Ding vor?“
Die Uhr antwortete:
„Alle Welt ist nervös und beschleunigt ihr Tempo, warum sollte ich's nicht tun dürfen?“
Der Bürgermeister schrie:

„Was ist denn das für eine unnormale Uhr, sie redet und erlaubt sich eine eigene Meinung. Das geht nicht. Weg mit dem Ding!“

Man berief eine Sitzung des Stadtrates in der Angelegenheit. Sie dauerte lange. Endlich fand man Rat.

Man machte ein Uhrgehäuse, stellte einen wirklichen Geheimen Rat, einen geborenen Büroltraten hinein, ließ ihn die Zeiger drehen. Seitdem geht die Stadtuhr nicht mehr vor! Über geht sie zurück!

Zum Nachdenken.

Frage: Wie kommt es, daß es im Winter bei wolkenlosem Himmel kälter ist als bei bedecktem Himmel, trotzdem die Sonne ungehindert auf die Erde scheint?

Antwort: Die Wärme strahlt bei unbedecktem Himmel in den Weltraum zurück während die Wolken die Wärmestrahlen aufhalten, wodurch dann die zwischen Erdoberfläche und Bewölkung liegenden Luftschichten doppelt erwärmt werden.

Frage: Wie kommt es, daß es im Sommer erst gegen zwei Uhr am heißesten ist, trotzdem die Sonne um 12 Uhr am höchsten steht?

Antwort: Während des Vormittags nimmt die Erde mehr Wärme auf, als sie abgibt. Erde und Luft erwärmen sich also allmählich. Auch

nach dem höchsten Sonnenstand nimmt die Erde noch mehr Wärme auf, als sie abgibt. Gegen 2 Uhr halten sich aber Cinnahme und Abgabe die Waage. Dann ist die höchste Tageswärme erreicht. Später übertrifft die Abgabe die Cinnahme, und es wird wieder kühler.

(Aus „Wunderwelt der Natur“)

Schanden-Splitter.

Aus Seumes Apokryphen.

Es ist wahnsinnig und heillos, wenn bei der Verteilung des Nationalreichtums steuerfreie und steuerpflichtige Besitzmittel unterschieden werden. Wer sich der allgemeinen Steuerpflicht entzieht, stellt sich außerhalb des Staates. Jedes Ausnahmegesetz ist eine Torheit und ein Verbrechen.

Wir hören häufig einen Zustand als heilige Ordnung preisen, der für das Wohlbefinden und die Sicherheit des Staates Verderben bedeutet; Schatzgebuß und Trägheit der Untertanen werden unter dem schönen Namen Ruhe und Frieden gefeiert. Ein trefflicher Bürger aus der Geschichte meinte freilich: lieber eine gefährliche Freiheit als eine Stille, die auf Sklaven ruht!

Kein Mensch hat als Mensch mehr Rechte als der andere. Die Quelle alles Rechts ist in der ursprünglichen rechtlichen Gleichheit aller zu suchen.

Vorzugsrechte sind überall verderblich, unter welchem Namen sie auch auftreten. Ein Vorrecht ist der Untergang der Freiheit, ein nichtswürdiges Verbrechen, ein Krebsgeschwür im Staatskörper.

Allerlei.

Eine grauenhafte Strafe ist die in China bestehende Entziehung von Schlaf. Nur Männer, die ihre Frauen ermordet haben, werden durch Entziehung von Schlaf zum Tode verurteilt. Der Verurteilte wird in den Kerker geworfen, und unter Aufsicht von Wärttern gestellt, die jede Stunde abgelöst werden, und den Verbrecher Tag und Nacht daran hindern, auch nur ein Auge zu schließen, um zu schlafen. Nach Verlauf von etwa acht Tagen stehen die Unglücklichen dringend, ihrer Qual doch ein Ende zu machen, und sie zu töten durch Ertränken, Erhängen oder auf irgendeine andere Art, welche auch immer es sein möge. Zutweilen leben diese Unglücklichen vierzehn Tage, ohne zu schlafen; dann aber sterben sie unter den grauenhaftesten Schmerzen.

Der blaue Vogel ist wie die blaue Blume zu einem Sinnbild der Märchenromantik geworden, und wir haben eigentlich bisher geglaubt, daß derjenige, der anzöge, ihn zu suchen, ihn in dieser Welt nicht finden würde. Aber es gibt ein Land, in dem der blaue Vogel lebt, und zwar ist dies der japanische Iu-Kiu-Archipel, der aus 70 kleinen Inseln besteht. Prof. Peter Schmidt aus Petersburg hat dieses ferne Wunderland besucht und davon in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde erzählt, wie wir einem Bericht O. Paschins in den Naturwissenschaften entnehmen. Trotzdem die Inseln schon seit mehreren Jahrhunderten unter japanischer Herrschaft stehen, hat die Bevölkerung doch noch ihre alte Religion beibehalten, und in jedem Dorf gibt es einen Schamanen.

In den Gebirgswäldern der nördlichen Insel Amamioshima gibt es nun noch besonders seltene Tiere, die nur hier vorkommen. Darunter ist auch der blaue Vogel, eine Art Eichelhäher, der zwar im allgemeinen rot gefiedert ist, aber einen leuchtend blauen Kopf und Schwanz hat. Außerdem lebt hier ein schwarzer Hase mit kurzen Ohren, der mehr einer Ratte ähnlich sieht und mit Hilfe seiner Krallen auf Bäume klettert. Beide Tiere sind als Naturdenkmäler geschützt, aber Schmidt erhielt die Erlaubnis, einige Exemplare zu erben, was ihm auch mit Hilfe eingeborener Jäger gelang. Die Insel wird von den Zoologen wegen ihrer eigenartigen Tierwelt das japanische Madagaskar genannt. Tropische Fische haben hier ihre nördlichste, arktische Arten ihre südlichste Verbreitungsgrenze. Offenbar sind diese Tiere Reste einer Fauna, die einst auf einem verfunkenen Erdteil lebte, der ein Vorposten von Asien war.

Das Kaiserzeug der Pharaonen-Mutter. Hatte die Mutter des Pharaos Cheops einen Schnurrbart? Wir wissen es nicht, aber soviel steht fest, daß sich diese altägyptische Herrscherin rasiert hat. Im Museum von Kairo, wo jetzt die Fundgegenstände aus dem von dem amerikanischen Professor Reisner entdeckten Grab der Königin ausgegestellt sind, sind auch zwei Rasierapparate zu sehen, die der Mutter des Cheops mit ins Grab gegeben wurden. Beide, wie es sich für eine so hohe Frau gehört, aus Gold und sogar mit goldenen Ringen; auf jedem ist ihr Name eingraviert. Die Vorrichtungen erinnern bereits an den mechanischen Rasierapparat, auf dessen Erfindung die Amerikaner so stolz sind.

Weiteres.

In der Bakerstreet in Chicago hängt an einem Hause seit ein paar Tagen ein Schild mit folgenden Worten: „Krankheiten kommen nicht mehr vor! Benutzen Sie mein Vorbeugungsmittel „Aljana“. In meinem Vorbeugungsinstitut wird ihr Körper ungeplügt zu einem neuen Boden, auf dem nur Gesundheit gedeiht. Zehn Dollar die Behandlung. Kommen Sie zu mir! Kommen Sie zu Doktor Berg-lever! Dann kommen keine Krankheiten mehr vor!“ — Mister Uptadode liest aufmerksam das Plakat. Dann betritt er das Haus. Ein Dienstmädchen empfängt ihn. Mister Uptadode fragt: „Ist hier das Vorbeugungsinstitut?“ — „Ja!“ — „Kann ich den Herrn Doktor Berg-lever sprechen?“ — „Bedaure“, sagt das Mädchen, „Herr Doktor ist krank!“

Sehr sehenswert. Im Baedeler steht, daß die neue Irrenanstalt sehr sehenswert wäre. Ich stelle mich auf dem dritten Korridor einem Herrn vor: „Gestatten, Müller, Vergnügungsreisender. Kann ich vielleicht die Anstalt besichtigen?“ — „Sehr angenehm. . . , Meyer, Verfolgungswahn. Darf ich Sie herumführen?“ — Ich zog mich zurück.

In Chicago gibt es auf einem neu angelegten Friedhof ein Erbbegräbnis mit fünf Bronzetafeln. Diese Bronzetafeln haben folgende Inschriften:

- „Hier ruht Willy Papp, John Bakers erste Frau.“
- „Hier ruht Anne Smith, John Bakers zweite Frau.“
- „Hier ruht Babe Samuels, John Bakers dritte Frau.“
- „Hier ruht Catherine Corbs, John Bakers vierte Frau.“
- „Hier ruht John Bakers endlich in Frieden!“